

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen  
**Herausgeber:** Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft  
**Band:** - (1890-1891)

**Artikel:** Am Kamerungebirge  
**Autor:** Steiner, P.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1092497>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Am Kamerungebirge.

Von Missionar P. Steiner.

---

Mit Erlaubnis des Verfassers dem Evang. Missions-Magazin entnommen.

---

(Wir übergehen die Berichte des Herrn Verfassers über seinen Besuch auf den Basler Missions-Stationen in Kamerun und nehmen den Faden der Erzählung wieder auf, wo er sich anschickt, von Viktoria aus eine Bergfahrt zu unternehmen.)

Nun galt es, Vorbereitungen für die Besteigung des Kamerungebirges, die ich mit Scholten unternehmen wollte, zu treffen. Dies war bald geschehen und Dienstag, gegen Mittag, marschirten wir ab. Anhaltender Regen während der Nacht hatte uns nicht früher aufbrechen lassen, denn Wald und Schilf triefen von Nässe und hätten uns bei der Wanderung schwer vorwärts kommen lassen. Jetzt aber brannte die Mittagssonne bedenklich auf's Haupt, das wir durch Korkhelm und Sonnenschirm bestmöglichst zu schützen suchten. Angeschlossen hatte sich uns ein Trupp Bakwiri-Frauen, die nach Viktoria auf den Markt gekommen waren und nun auf ihre Berghöhen zurückkehren wollten. Obschon von ihren Männern begleitet, die mit geladenen Flinten und sonstigem Waffengerät hinter ihren schwerbepackten Weibern hertrollten, hatten sie unser Geleit nachgesucht, weil wenige Tage vorher ein Leopard einen Eingeborenen auf dem Gebirgspfad zerrissen und aufgezehrt hatte. Uns, den »Gottesboten«, durfte ja die Bestie nach ihrer Meinung nichts anhaben, wiewohl wir ohne jegliche Bewaffnung als friedliche Wanderer mit dem Sonnenschirm in der Hand den Marsch antraten. Vor uns türmte sich das Gebirge auf, das etwa 150 Kilometer lang und 100 Kilometer breit ist und an dessen östlicher Abdachung wir den Aufstieg bewerkstelligten. Wir hatten zunächst eine heisse Niederung längs dem Viktoriaflüsschen, das munter über glatte Kiesel der Ambasbucht zurauschte, zu durchwandern. Unter hochragenden Baumwollbäumen und andern Waldriesen, zwischen Palmen und vielästigem Gebüsch woben wild wachsende Bohnen und violette Winden einen dichten Teppich, mit dem auch vielfach der schmale Fuss-

pfad überwuchert war. Ab und zu berührte man eine Lichtung, welche zum Zweck einer Plantage vom dichten Unterholz gereinigt war. Hoch oben aber, auf den vorspringenden Bergkanten, hingen wie Schwalbennester vereinzelte Häuschen der Eingeborenen. Nach etwa dreiviertelstündiger Wanderung setzten wir über den Fluss, der hier unter saftigen Blattpflanzen über grosse Basaltblöcke schäumte, und verliessen die Talrinne. Der Aufstieg begann. Dichter Urwald umfing uns und im Schatten des düsteren Waldfriedens, zwischen wildverschlungenen Schlingpflanzen und üppigem Farnkraut, klimmten wir die steile Abdachung des Gebirges hinan. Hinter uns trotteten schäkernd die Bakwiri-Helden und unsere Gepäckträger, indem sie nach Negerart die lebhafteste Unterhaltung führten. Sehr wahrscheinlich war der gefürchtete Leopard der Gegenstand derselben, vor dem sie trotz ihrer schussbereiten Musketen sicher nach allen Richtungen zerstoben wären, hätte der Waldkönig nur von ferne seine Stimme vernehmen lassen. Doch derselbe liess sich zu dieser Tageszeit weder sehen noch hören und unbehelligt zog der Tross seines Weges. Allgemach wurde die Urwildnis, wie sie die untere Bergregion aufwies, zu einem Rohr- und Schilfdickicht. Kulissenartig war der schmale Bergpfad davon eingengt. An ein sich orientiren ist da für den Wanderer nicht zu denken; denn nirgends sieht er hinaus und wie ein Zwerg steht er in diesem Wald von hochaufgeschossenen Stengeln, die den Jahrhunderte alten Weg einsäumen und kein Abweichen, weder zur Rechten noch zur Linken, gestatten. Endlich, nach dreistündiger, zum Teil recht beschwerlicher Wanderung, nachdem wir zwei gäh-ansteigende Bergwände überwunden hatten, befanden wir uns auf ebenem Terrain und standen vor der Palissadeneinzäunung, mit welcher das Weichbild des Bergdorfes Bondjongo\*) eingehegt ist. Jene ist von eingeramnten hohen Pfählen hergestellt, die dicht aneinander gerückt und teilweise durch Ausschlagen zu einem lebendigen Zaun geworden, eine dichte und undurchdringliche Schutzwehr gegen andringende Feinde bildet. Zur Uebersteigung derselben dient auf beiden Seiten ein Baumstamm, der mit tiefen Einkerbungen versehen ist.

Der Ort Bondjongo besteht wie alle Bergdörfer der Bakwiri in einer Unzahl von einzelnen zerstreut liegenden armseligen Hütten, die sich in einer Entfernung von mehreren Stunden um einen Berg-

---

\*) dj = dsch.

kegel herumlagern. Meist hängen sie an den Halden oder stehen auf kleinen Abdachungen und vorspringenden Bergabsätzen. Die ganze Umgebung trägt einen ausgesprochen alpinen Charakter. Wiesenflächen und grüne Berggelände wechseln miteinander ab. Grasende Kühe, Ziegen und Schafe, die sich auf den Abhängen tummeln, lassen einen glauben, man befinde sich auf den luftigen Höhen der Alpen. Frei atmet die sonst keuchende Brust in dieser herrlichen Bergluft; elastisch schreitet man auf dem üppig wuchernden Wiesenteppich dahin und man vergisst, dass man im heissen Afrika, unweit des Aequators, im Lande der tödtlichen Miasmen weilt.

Unsere Ankunft in Bondjongo brachte alles auf die Beine. Aus den Hütten, die wir passirten, stürzten die Eingebornen gross und klein herbei und schüttelten uns herzlich und freudig die Rechte, während die gegenseitige Begrüssung unter sich in einer Art von Umarmung besteht. Es gewährt einen eigentümlichen Anblick, wenn man diese uncivilisirten Bergsöhne, von der Jagd heimkehrend, ihre Bekannten und Freunde auf dem Weg und vor den Häusern sich gegenseitig umarmen sieht, wobei ein Arm erhoben und die eine Schulter die des andern berührt. Das Volk machte hier oben auf dem Gebirge einen weit bessern Eindruck als unten in Viktoria, war von kräftigerem Körperbau und ungleich schönerem Wuchs, und zeigte auch eine viel intelligentere Physiognomie. Dagegen haben die Bakwiri fast alle ohne Ausnahme ihr Gesicht stark tätowirt, was nicht gerade zur Verschönerung ihrer hamitischen Züge beiträgt. Die wunderlichsten Figuren sind da auf Wangen, Stirn und Oberkörper eingeritzt und mit ätzendem Färbstoff unauslöschlich eingerieben. Bläuliche Ringe um die Augen, querlaufende Striche auf der platten Nase und Schneckenlinien auf der bartlosen Wange liessen manche ganz gespenstisch dreinschauen; und wenn vollends Frauen sich die Oberlippe mit einer kunstgerechten Schraffirung dunkel schattirt haben, so ist aller Schimmer weiblicher Anmut dahin. Gerade das weibliche Geschlecht macht von der Bergbevölkerung den traurigsten Eindruck. Die herrschende Vielweiberei, die frühe Verheiratung, das schwere Los des Weibes, welches alle harte Arbeit wie ein Lasttier zu tun hat, während der Mann lediglich der Jagd, dem Krieg, dem Palaveriren und Nichtstun obliegt — das alles hat der weiblichen Bakwiribevölkerung den Stempel der Verkümmernng und Erniedrigung auch äusserlich aufgedrückt. Bergauf bergab haben die armen Geschöpfe die schwersten Lasten zu schleppen und den Ackerbau zu betreiben. Das Leben bringt

ihnen nichts als Mühe und Plage. Dazu kommen noch die vielen Hexenprozesse, denen gar manche zum Opfer fallen; denn jede Krankheit, jeder plötzliche Todesfall wird der Einwirkung von Zauberei zugeschrieben. Da sucht denn der heidnische, finstere Aberglaube meist unter den nächsten weiblichen Familiengliedern sein Opfer und so beschliesst manche unglückliche Bakwirifrau ihr mühereiches und freudloses Dasein in der Weise, dass sie als geächtete Hexe an einem Baum erbarmungslos aufgeknüpft wird. Der Hexenglaube ist dabei so verbreitet, dass er das ganze Volksleben beherrscht; denn wie das afrikanische Heidentum überhaupt vornehmlich in der Zauberei seinen Ausdruck findet, so treten auch die unter den Bakwiris herrschenden Religionsanschauungen am schärfsten in der Ausübung von Zauberei hervor, wiewohl gewiss auch unter ihnen noch einige Gotteserkenntnis vorhanden ist, die als Stimme aus der Urzeit herübertönt und als unveräusserliche Mitgabe aus dem Vaterhause jedem Heiden verblieben ist.

Unser nächstes Ziel in Bondjongo war die frühere Missionsniederlassung, welche sich auf einem frei gelegenen Punkte einer Bergplatte befindet. Das Ganze, was noch davon zu sehen war und als trauriger Ueberrest aus früheren Tagen dem Zahn der Zeit und der Vernachlässigung nicht erlegen ist, zeugte von Verfall. An der höchsten Stelle erhob sich die ehemalige Kapelle, deren schwache Eisenplatten, aus denen dieselbe zusammengefügt war, von Rost zerfressen und meist nur lose am morschen Holzwerk hingen. Zu gottesdienstlichen Zwecken war sie in diesem Zustand nicht mehr zu benützen. Das Missionshaus, dessen Gefüge aus Holz erbaut und mit Wellblech belegt war, wies noch zwei kleine bewohnbare Zimmerchen und eine grosse Halle mit schwankendem Fussboden auf. Ein vierter Raum, der früher auch abgeteilt gewesen zu sein schien, entbehrte des letzteren. Leider lag das einstöckige Eisenhäuschen in einer kleinen Vertiefung, wahrscheinlich um es der Gewalt der Stürme nicht allzusehr auszusetzen. Sein Aeusseres liess auf den ersten Blick erkennen, dass es seit Jahren von einem Europäer nicht mehr bewohnt gewesen und darum ohne Pflege geblieben sei. Hinter dem Anwesen gaben vereinzelte Fruchtbäume, wie Mango-, Orangen- und Guavenbäume, sowie allerlei Kulturpflanzen davon Zeugnis, dass der vor Jahren hier weilende englische Missionar sich ein anmutiges Gärtchen angelegt und gepflegt hatte, das nun völlig verwildert war. Vor dem Haus aber war an dem Ast eines grossen Blumenbaumes eine Glocke

befestigt, die wegen eines durchgehenden Risses einen nur ganz dumpfen Ton von sich gab und wegen dieses Umstandes auch zu den stummen Zeugen einer bessern Vergangenheit zu rechnen war.

Wir richteten uns in dem einen Zimmerchen, das jeglichen Hausrates bar war, so gut als möglich häuslich ein und hielten dann Umschau in Bondjongo. Die Bewohner begegneten uns sehr vertraulich und hie und da traf man unter den Männern den einen oder andern, der sich als früherer Missionsschüler mit einigen englischen Brocken brüstete. Ihre Hütten zeugten von der grössten Bedürfnislosigkeit und Armut, denn sie enthielten fast nichts als elende Pritschen, auf denen Mensch und Vieh des Nachts um ein glostendes Feuer lagert, wenn die Kühle der Nacht und nasse Nebel sich auf das Bergland senken. Die Anwesen bestanden fast durchgängig aus einem einzigen Raum, der aus Stecken erstellt, mit Baumrinde ausgekleidet und mit den Blättern der Fiederpalme gedeckt war. Ueberwältigend schön dagegen war im Gegensatz zu den niedrigen und schiefen Häuschen die Umgebung des Ortes und besonders der Ausblick auf's Tiefland. Von dort herauf blickte der Wasserspiegel der Ambasbucht und weithin schweifte das Auge über den unermesslichen Ocean. Unter uns lagen die Spitzen der Bimbiaberger und die dunkeln Waldumrisse des Küstengebietes, während man in Bondjongo fast mitten an der Riesenmauer des Gebirges zu kleben meinte, dessen zahlreiche Aschenkegel, von der Abendsonne beschienen, sich zu einzelnen Gipfeln zuspitzten. Die Regenzeit, welche bereits eingesetzt hatte, klärte die Atmosphäre zu einer wunderbar reinen Luft und liess uns frei und unverschleiert die Gebirgsformation erkennen. Doch ist trotz einer Höhe von gegen 600 Meter Bondjongo nicht ganz frei von Malaria und Fiebererscheinungen.

Erst spät kamen wir zur Ruhe. Allein es war kein weicher Pfuhl, auf dem wir ruhten. Die Dielen, welche man uns zum Nachtlager aneinander geschoben hatte und die auf Steinen eine unsichere Unterlage hatten, waren höchst uneben behauen und dienten mehr dem Zweck einer Folterbank, als einer Lagerstätte, auf der wir die ohnedies vom Bergsteigen lahmen Glieder hätten behaglich strecken können. Frühzeitig trieben wir zum Aufbruch; aber wie jede Reise in Afrika mehr oder weniger mit allerei Plackereien gewürzt ist, so auch hier. Einer unserer Gepäckträger meldete sich krank und weigerte sich, den Marsch fortzusetzen. Er steckte dabei die trübseligste Miene auf und wollte durchaus nach Viktoria

zurückkehren. In Wirklichkeit war es aber nur die Abneigung gegen das beschwerliche Bergsteigen und die für Küstenleute etwas empfindliche Kälte auf dem Gebirge, die ihn Krankheit vorschützen liessen. Wir mussten ihn im Frieden ziehen lassen und der Abstieg zu Tal muss ihn wohl kurirt haben, denn in Viktoria wusste er nichts mehr von einem Gebresten. Nun wurde in aller Eile ein Ersatzmann gesucht und die kostbare Zeit verrann. Endlich war ein solcher gefunden und wir setzten unsere Bergfahrt fort.

\* \* \*

Unser Ziel war Buea, der am höchsten gelegene Ort der Bergbevölkerung. Sechs Stunden Wegs lagen vor uns, auf welcher Strecke wir nur ein einziges Dorf, Mapandja, berühren sollten und auf der, wie man uns sagte, keine Quelle, kein frischer Trunk, dieses grösste Labsal im heissen Afrika, zu erwarten stand. Der schmale Bergpfad führte hinter Bondjongo in ziemlich starker Steigung zwischen prächtigen Waldungen hinan und ziemlich erschöpft erreichten wir in anderthalb Stunden das Dörfchen Mapandja, dessen Hütten malerisch über die steil abfallenden buschreichen Bergabhänge verstreut liegen. In früheren Jahren hatten sich hier mehrere junge Schweden niedergelassen, die theils dem Waidwerk, theils dem Handel oblagen. Sie siedelten sich später auf dem Westabhange des Gebirges, nördlich vom Kap Dibundscha, bei Bibundi an und Mapandja war seit mehr als Jahresfrist von keinem Europäer mehr betreten worden. Es hatte dies darin seinen Grund, dass seiner Zeit ein Bewohner des Ortes durch Verschuldung eines europäischen Kaufmanns in Viktoria ums Leben gekommen war. Obschon die Angelegenheit durch den Richterspruch des deutschen Gouverneurs ihre Erledigung gefunden hatte, so schwuren doch die Eingeborenen von Mapandja gemäss der Blutrache jedem Europäer, welcher ihre Grenzen betreten würde, den Tod. Das war ihnen heiliger Ernst und seither wurde das Gebiet sorgfältig gemieden und von Europäern, die das Gebirge bestiegen, in weitem Bogen umgangen. Da wir hinreichend Grund hatten anzunehmen, die erbitterten Eingeborenen würden diese Drohung auf die Missionare nicht ausdehnen, sondern uns im Frieden ihr Weichbild betreten lassen, so nahmen wir furchtlos unsern Weg durch ihre Grenzen und — wir hatten uns nicht getäuscht. Schon bei den ersten Hütten begrüsst man uns auf die herzlichste Weise und gab uns zu erkennen, dass die Missionare als »Gottesboten«, die kein Palawer

oder Streitsache anzetteln, freien Durchzug durch Mapandjas Gebiet hätten. Niemand legte Hand an uns, obschon wir allerorts vor den Bewohnern desselben gewarnt worden waren.

Wir hielten uns in Mapandja nicht auf. Weiter ging der Marsch durch die Naturgalerien der Schilf- und Rohrwälder, die hier zu einem fast undurchdringlichen Dickicht sich verwoben. Der unebene Pfad führte bergauf und bergab, während uns das scharfe Schilf und das Geäst der Waldung streifte. Dazu rieselte ein sanfter Regen hernieder und der ohnedies schlüpfrige Bergsteig wurde immer unwegsamer; Gras und Zweige triefen von Nässe und schlugen klatschend ins Gesicht. Nach einiger Zeit erreichten wir ein Jahrtausende altes Lavafeld, dessen Ueberschreiten wohl eine Stunde des mühevollsten Kletterns beanspruchte. Es stellte ein grossartiges Trümmerchaos dar, welches aus hoch übereinander geschichteten Lavablöcken und scharfkantigem Gestein bestand und vor Zeiten von dem Riesenkrater des Piks ausgeworfen, sich seinen Weg die Bergwand herab gebahnt hat. Der Lavaboden war teils in losen feinen Geröllstaub, teils in grobe, von Flechten überwucherte schlüpfrige Felsenwürfel zerfallen oder zu tiefen schluchtartigen Spalten eingesunken. Zwischen dem Gestein sprosssten Farnkräuter üppig hervor und düsterer Urwald überschattete das vulkanische Massengefilde. Mühsam klimmten wir über das kantige Trümmergestein, das, lose durcheinander gewürfelt, nirgends einen sichern Tritt gestattete. Besonders ermüdend und aufreibend waren die tiefen Einsenkungen und Bergeinschnitte, die man zu kreuzen hatte. Zu beiden Seiten hatten sich die zerbröckelten Lavamassen zu scharfen Kämmen aufgetürmt, zwischen denen die Talsohle oft nur gegen 50—100 Schritte betrug. In der Regenzeit werden diese Schluchten zu reissenden Gebirgsbächen, die sich nur schwer passiren lassen. Kaum hatte man die Kletter- und Rutschpartie überwunden, so stand man schon wieder vor einer solchen Erdrinne. Dazu war das dichtbemooste Gestein schlüpfrig und uneben, der Pfad von Wurzeln und Schlingpflanzen übersponnen. Treppenartig stieg man, sich am Gezweig haltend, auf dem wild durcheinander geworfenen Lavageröll die steilen Wände hinab, durchschritt die von hohem Schilf bestandene Talsenke und klimmte in den nächsten Augenblicken die gegenüberliegende Seite wieder hinan. Doch auch diese Strapaze nahm ein Ende. Das Lavafeld war glücklich durchmessen und unter dem Schatten der Urwildnis sanken wir ermattet nieder, um uns durch Ruhe und einen Imbiss

zu stärken; denn noch lagen 2—3 Stunden Wegs vor uns. — Je höher wir hinauf kamen, desto häufiger traten Schilf und Rohr an Stelle der Waldung. Die Mittagssonne brütete mit erschlaffender Glut auf dem wogenden Gräsermeer, das mehr als manns hoch zu beiden Seiten den engen Gebirgspfad begrenzte. Sehnsüchtig blickten wir nach unserem Ziele aus; denn unsere Spannkraft liess bedenklich nach und unsern eingebornen Begleitern hing bereits die Haut ihrer sonst harten Fusssohlen herum. Scholten's Stiefel waren vom Gestein zerschnitten und mit wundem Fuss schleppte er sich vorwärts. In Schweiss gebadet arbeiteten wir uns schliesslich nur noch mechanisch bergan; brennender Durst quälte uns und die Zunge klebte am Gaumen. Die früher am Wege gelegenen Dörfchen waren von den Buealeuten geplündert und niedergebrannt worden, wovon die verkohlten Dachsparren, welche herumlagen, Zeugnis ablegten. Auf Wasser stiessen wir nirgends.

Endlich schimmerten gewaltige Bergkonturen nebelhaft durch den sich lichtenden Forst und wir stiessen auf die Einfriedigung von Ober-Buea, die wir in der üblichen Weise überkletterten. Und welche Ueberraschung bot sich uns! Wir standen plötzlich an einem rauschenden Gebirgsbach, der von den Höhen der Bergwand kommend, ein starkes Gefälle hatte und dessen klares Gewässer sich über glatte Kiesel und mächtige Lavablöcke stürzte. Erschöpft wie wir waren, liessen wir uns auf den Felsenwürfeln nieder, zwischen welchen das Bergwasser schäumend und brodelnd dahinrauschte. Wir zogen unsere Trinkgläser hervor, tauchten sie in die sprudelnde Flut und erlabten uns an der kühlen Gletschermilch. Verschwunden war mit einem Schlage alle Mattigkeit und Ermüdung; neues Leben rann durch die Glieder. Dazu kam noch die Grossartigkeit der Umgebung. Hoch über uns im blauen Aether die Spitze des Mongoma Loba und der lang hingestreckte Gebirgsrücken mit seinen vielen Aschenkegeln, tief unter uns die im Glanze der Mittagssonne blinkenden Wasserstrassen des Tieflandes, zu beiden Seiten die Alpenlandschaft der Bergabhänge mit grasenden Kühen und Ziegen, umfächelt von der herrlichsten Gebirgsluft, umrauscht zu den Füßen vom Plätschern des munteren Bergbachs — alles das liess uns vergessen, dass wir den denkbar beschwerlichsten Marsch hinter uns hatten.

Buea war erreicht. Vereinzelte Anwesen der Bakwiri tauchten auf. Wir stiegen einen ziemlich steilen Abhang hinan und befanden uns auf einem freien Bergplateau, auf dem sich ein Häuschen im

Bakwiristil erhob. Es war dies die Wohnung des Nationalgehilfen, der im Dienst der Basler Mission stehend, die Aufgabe hat, Reisepredigt unter der Bergbevölkerung zu treiben und Schule zu halten, zu welcher sich damals einige 30 Knaben einzustellen pflegten. Eine Gemeinde bestand noch nicht, da der Platz erst seit kurzem mit einem Missionsarbeiter besetzt worden war.

Die zahlreiche Bevölkerung ist in drei grösseren Ortschaften, in Ober-, Mittel- und Unter-Buea ansässig und bewohnt die Region des Gebirges, über welche hinaus sich keine Niederlassungen mehr finden. Doch jagen die Bakwiri noch weiter oben an den Bergwänden Antilopen und anderes Wild, welches sich auf den grasreichen Abhängen tummelt. Buea hat eine hochromantische Lage und wird hierin kaum von einem Platz an der westafrikanischen Küste übertroffen. Seine Hütten liegen meist auf freien grasreichen Terrassen. Unterhalb derselben breitet sich die unermessliche Buschregion aus, bis sie am Fuss des Ostabhanges in die Sumpfwildnisse übergeht und von den Gewässern des Mungo bespült wird. Im Rücken lehnt sich der Ort an den hier von unten bis oben übersehbaren steilen Wall des Kamerungebirges. Höhe und Lage vereinigen sich, um eine Temperatur zu schaffen, die den Europäer an das Klima seiner nordischen Heimat während der Sommermonate erinnert. Kühl und erfrischend wirkt die Bergluft auf ihn ein. Malaria und Fieber, diese Geissel des äquatorialen Afrikas, haben hier in einer Höhe von fast 1000 Meter keine Stätte. Buea erscheint somit als »ein Asyl des Lebens mitten in einer weiten Todesregion«.

Die Bevölkerung des Gebirges gehört, wie schon erwähnt, dem Bakwiristamm an und steht sprachlich dem Dualavolk nahe. Wie die Bubi auf den Höhen des Gebirges von Fernando Po, wissen sich auch die Bakwiri als freie Söhne ihres Hochlandes und kennen als solche keine Sklaverei, während dieselbe doch sonst unter allen Völkerschaften Afrikas mehr oder weniger verbreitet ist. Die Nahrung der Leute bildet vorzugsweise die unserer Kartoffel ähnliche Kokoknolle, welche von der weiblichen Bevölkerung angebaut wird, denn auch hier, wie allerorts im Gebirge, liegt die schwere Arbeit auf den Schultern der Frau, während der Mann seine Zeit mit Jagen, Kriegführen, Palaveriren und Nichtstun verbringt. Stets geht derselbe bewaffnet, sei es mit einer Flinte oder einem Speer; auf alle Fälle führt er wenigstens ein Schwert oder Messer in der Faust.

Wie in den Alpen der Schweiz ist auch auf dem Kamerungebirge die Viehzucht die Hauptnahrungsquelle der Bergbewohner.

Ziegen mit strotzenden Eutern, kräftige Schafe und Rinder grasen auf den saftigen Wiesenflächen. Klein und armselig sind, wie in Bondjongo, die Hütten der Buealeute. Kaum schützen dieselben gegen Regen und Unwetter. Qualmende Feuer, um welche sich die Insassen scharen, halten nur notdürftig die oft empfindliche Kälte ab, zumal in der Regenzeit, in welcher die Bergspitze häufig mit Schnee bedeckt ist. Brennholz, das in Menge in der einen Ecke aufgestapelt und von Rauch und Russ geschwärzt ist, bildet einen wesentlichen Teil der Hütteneinrichtung. Waffen und Jagdgerät, Körbe und allerlei Wirtschaftsutensilien hängen in buntem Durcheinander an den Pfosten und Dachbalken der Hütte. Junge Schweine wühlen grunzend in den Ecken der unsauberen Behausung umher, magere Hunde suchen gierig nach hingeworfenen Abfällen und Ziegen liegen behaglich wiederkäuend auf den Holzgestellen, die für Menschen und Vieh an den dünnen Wänden von Baumrinde entlang errichtet sind. Kleine Kinder kriechen auf dem unebenen Fussboden um den erloschenen Feuerherd mit seinen verkohlten Holzstücken herum und starren von Schmutz und Ungeziefer. — Wie bedürfnislos kann doch der Mensch sein! Davon ist der Bakwiri ein Beispiel. Dabei scheint er ein harmloser und fröhlicher Geselle zu sein; denn des Abends ertönt bis in die späte Nacht hinein Gesang und Lautenspiel aus den Hütten, besonders wenn der Mond sein mildes Licht auf die Triften der Bergabhänge herabsendet und dem Eingeborenen die innewohnende Furcht vor allerlei Spuck des nächtlichen Dunkels benimmt. Wohl erklingen die Weisen und Nationallieder in ziemlich melancholischen Accorden, aber sie sind meist von einem eigenartigen Tanz begleitet, der sie schliesslich zu lebhafteren und feurigeren Tönen hinreisst.

Ihre politische Verfassung ist monarchisch mit dynastischer Erbfolge; aber das Palaver, die öffentliche Volksversammlung, diese ausgebildetste Negerinstitution, bildet die Grundlage der ganzen Verfassung und es sind die Könige und Häuptlinge eigentlich nur die Präsidenten jener Versammlungen. Diese bestimmen und entscheiden alles und sind sozusagen die Verwaltungs- und Kriminalbehörde mit dem Recht über Leben und Tod. Obschon in der Regel nur die Männer von Ansehen in den Ratsversammlungen gehört werden, so soll es doch nicht selten vorkommen, dass ein strammer Junge zu Wort kommt und mit der Rede Gewalt, wie sie Afrikanern zu Gebote steht, bestimmend auf den Rat der Alten einwirkt.

Ein besonderer Fluch für die Bevölkerung ist die mit der zähesten Ausdauer und grimmigsten Wut geübte Blutrache, welche auf dem innigen Verhältnis zwischen den Geschwistern beruht. Der Bruder haftet für den Bruder und es hat die heilige Pflicht der Blutrache nicht selten zur Folge, dass ganze Ortschaften darüber zu Grunde gehen und entvölkert werden. Wie überall in Afrika, so herrscht auch hier die Vielweiberei; doch wird dieselbe durch die Armut vielfach beschränkt, aber grundsätzlich festgehalten.

Die Sittlichkeit und Religiosität der Bakwiri scheint eine recht tiefstehende zu sein; jedoch ist das Volks- und Religionsleben derselben zur Stunde noch zu wenig bekannt, als dass sich viel darüber sagen liesse. Jedenfalls muss man sich hüten, die gelegentlichen Aeusserungen heidnischen Wesens, das zumeist als grober Aberglaube zu Tage tritt, als die Religion eines Volkes ausgeben zu wollen; denn diese Auswüchse derselben sind noch keineswegs die Religion selbst und erst eine genaue Kenntnis der Sprache der Eingeborenen, sowie ein vieljähriger Verkehr mit denselben in jener ermöglicht es, das Seelenleben und Empfinden zu beurteilen und herauszufinden, wie viel von der ursprünglichen Gotteserkenntnis einem Volke verblieben ist. — Seinem Charakter nach erscheint das Bakwirivolk ein freundlicher und gerader Menschen-schlag zu sein, der zwar immer zu kriegerischen Exzessen geneigt, im ganzen aber verträglich und gastfreundlich ist. Der Reisende Buchholz rühmt von ihnen, dass die Bakwiri zwar die schmutzigsten, aber auch die einzigen ehrlichen Leute im ganzen Kamerungebiet seien. Das hat wohl hauptsächlich darin seinen Grund, dass sie keinen Handel treiben, sondern, wie schon gesagt, fast ausschliesslich der Jagd und Viehzucht obliegen. Dagegen charakterisirt sie eine hervorstechende Untugend — der Hang zur Bettelei gegenüber dem Europäer, den sie im Besitz aller Erdschätze glauben, von denen sie freilich nur wenige kennen.

Das also wäre der Volksstamm, unter dem die Basler Mission auf dem Kamerungebirge in Zukunft zu arbeiten hat. Ein kleiner Anfang in der Arbeit ist bereits gemacht. Das bescheidene Lehrerhäuschen auf der hochgelegenen Bergplatte von Ober-Buea ist die Erstlingsgründung der Mission auf jenen entlegenen Gebirgshöhen an der Abdachung des »Berges Gottes«.

Unsere Ankunft in Buea hatte die benachbarten Hüttenbewohner in Aufregung versetzt. Neugierig eilten sie von allen Seiten

herbei, um die weissen Ankömmlinge zu sehen und zu begrüßen. Der Eingang zu unserer kleinen Wohnung war wie belagert und selbst durch die Fugen und Lücken der Rindenwände suchten die dunkeln Augen das Innere zu erspähen. Unsere Behausung war durch Pfahlwerk und Matten in drei kleine Räume geteilt, von denen wir einen bezogen. Als Bettstellen dienten eingerammte Pfähle, über welche gespaltene Stöcke gelegt waren. Darüber gebreitette Matten glichen einigermaßen die Unebenheiten dieses Knüppeldammes aus, auf dem wir nach dem strapaziösen Marsch behaglich das müde Gebein ausstreckten. An Labung fehlte es auch nicht. Während man in den andern Gebieten Kameruns, die ich bereiste, Mühe hatte, die nötigen Lebensmittel zu beschaffen und fast gänzlich auf den mitgenommenen Proviant angewiesen war, lag die Sache hier weit günstiger. Die Eingeborenen trugen uns bereitwilligst herbei, was sie zu bieten vermochten. Da gab es köstlichen Honig, dessen grosse Waben einem Stocke wilder Bienen entnommen waren; ferner Eier und fette Ziegenmilch, Hühner und Kokowurzeln. Selbst quiekende Spanferkel in der Grösse von Ratten brachte man herbei. Als Trunk wurde uns schäumender Palmwein geboten, der wie Champagner in der Flasche perlte. Alles, dessen wir bedurften, erstanden wir um den geringen Kaufpreis von etwas Blättertabak; denn mit klingender Münze wissen die Bergbewohner nichts anzufangen. Dagegen steht der amerikanische Blättertabak wegen seiner narkotischen Schärfe in hohem Ansehen und ist der begehrteste Tauschartikel. Derselbe wird aber nicht geraucht, sondern zerrieben und leidenschaftlich geschnupft. Das Tabakspulver wird gewöhnlich in einem Röhrknochen von der Stärke und Länge eines Fingers, dessen Enden zugestopft werden, aufbewahrt und von den Frauen, die bei ihrer dürftigen Bekleidung keinen Bergungsort für ihre Schnupftabaksdose besitzen, im linken Ohrläppchen getragen. Zu diesem Zweck machen sie einen Einschnitt in dasselbe, der nach und nach so erweitert wird, dass die Knochen-dose hindurchgesteckt werden kann. Statt der letzteren figurirt auch häufig ein Schmuckgegenstand und bestehe derselbe nur aus einem Bündelchen Pflanzenfasern. Aus Schönheitsgründen brechen sich auch die Bakwiri den mittleren Schneidezahn aus, eine Operation, die bei ihren kerngesunden und massiven Zähnen gewiss keine Kleinigkeit ist, besonders wenn man bedenkt, dass es mittelst eines Steines, also durch Ausschlagen geschieht. Die Procedur wird schon im Jugendalter vorgenommen.

Das Volk, welches sich um unsere Hütte scharte, ging ab und zu und wir hatten reichlich Gelegenheit, mit demselben zu verkehren, wiewohl nur durch den dolmetschenden Lehrer, der sich recht heimisch unter ihm zu fühlen schien. Am Abend drängten sich sogar einige Jünglinge in unser Gemach, um die merkwürdigen Weissen speisen und leben zu sehen. Schliesslich spielten sie auf einer Art von Mundtrommel, die aus einem Bogen bestand, deren Sehne zwischen den Lippen an die Zunge gelegt und mit einem Stäbchen geschlagen wurde, einförmige Melodien auf, die sie durch summende Laute begleiteten. Als sie auch noch den Takt mit den Füssen dazu treten und die Gliedmassen zum Tanze anschicken wollten, verbatেন wir uns ihre ferneren Kunstleistungen.

Die Nacht liess uns verspüren, dass wir in einer hohen Bergregion kampirten. Die Kälte drang zu allen Ritzen herein und wir konnten uns in keiner Weise trotz wollener Decken gegen dieselbe schützen. Dazu war auch das dünne Blätterdach nicht dazu angetan, um dem eindringenden Regen zu wehren; denn auf meiner Lagerstätte liegend, konnte ich durch die schadhafte Stellen das Heer der Sterne blinken sehen. Man gedachte nun fast mit Sehnsucht der heissen Temperatur von Viktoria. Noch mehr aber als wir froren unsere, von der Küste mitgebrachten Gepäckträger, die, an solches Klima nicht gewöhnt, dicht zusammenkrochen und sterben zu müssen wähten. Allein so gefährlich war die Sache nicht; weit unangenehmer war dagegen ein Heer von kleinen bissigen Ameisen, welches während der Nacht die schlaftrunkenen Genossen überfiel und vom Lager aufscheuchte.

Den folgenden Tag hätten wir gerne dazu benützt, um noch einige tausend Fuss höher an der Abdachung des Gebirgswalles hinaufzusteigen; denn gäh türmt sich hinter Buea die Riesenwand auf, über welcher der Pik aus dem Wolkenschleier ab und zu hervorschaut. Noch bis zu einer Höhe von etwa zwei Stunden ist jene mit niedrigem Buschwerk bedeckt; weiter oben treten an dessen Stelle weite Grasflächen, die in ihrem gelblichen Farbenton aus der Ferne wie wogende Weizenfelder erscheinen. Unsern Plan konnten wir aber leider nicht ausführen; denn erstlich hatten die nächtlichen Regenschauer und starken Niederschläge das Erdreich schlüpfrig und den Aufstieg sehr beschwerlich gemacht und zweitens fühlten wir den Marsch von gestern noch zu stark in den Gliedern. Auch hatte sich Scholten den einen Fuss wund gelaufen und musste denselben schonen, um den Abstieg zur Küste am nächsten Tag

unternehmen zu können. Einen weiteren Rasttag aber durften wir uns nicht gönnen, da ich rechtzeitig in Viktoria eintreffen musste, um den hier fälligen Dampfer nicht zu verfehlen, mit welchem ich nach Kamerun (Bethel) zurückkehren wollte. Somit mussten wir auf eine Ausdehnung der Bergtour verzichten. Doch stiegen wir noch einige hundert Fuss hinter dem Lehrerhaus das abschüssige Terrain hinauf, das mit dichtem Strauchwerk besetzt war, und siehe da — hier standen wir auf einer dichten Bergplatte, die mit schwelendem Grase überwuchert, einen grossartigen Ausblick gewährte. Einige wenige Bakwiri-Hütten lagen zerstreut seitwärts und im Hintergrund. Vor uns aber entrollte sich ein Panorama, das seinesgleichen sucht. Frei schweifte der Blick durch die reine, von Frühregen geklärte Atmosphäre über die dunkel bewaldeten Abhänge des Gebirges hinab. Wie eine riesige Landkarte lagerte zu den Füssen das Tiefland mit seinem ausgedehnten Fluss- und Mündungsgebiet, dessen Wasserstrassen und Verbindungsarme sich zwischen Inseln und dunkeln Sumpfwaldungen blinkend abhoben. Weithin konnte das Auge den breiten Lauf des Mungo verfolgen und jedes Boot auf dem Bimbiafluss erspähen. Von der Morgensonne beschienen traten die fernen Kamerunstädte an der Wurimündung deutlich in den Horizont und man konnte mit Hilfe des Glases jedes einzelne Stadtwesen, jeden grösseren Häuserkomplex, ja jedes auf dem Fluss ankernde Fahrzeug deutlich unterscheiden. In seiner ganzen Schönheit und Unermesslichkeit lag der tiefblaue Ocean mit seinem zackigen Gestade zur Rechten, und gegen Süden ragten die in zartes Blau getauchten Formen des Eilandes von Fernando Po mit seiner schönen Bergpyramide aus den Gewässern empor. Dazu die schweigende Natur, die reine Luft, der alpine Landschaftscharakter ringsum, das erhebende Gefühl, auf den hehren Höhen eines äquatorialen Gebirges zu weilen, entrückt den Miasmen und der erlahmenden Atmosphäre der tropischen Hitze — alles das liess uns nur den einen Wunsch aussprechen, dass dieser unvergleichlich schöne und gesunde Punkt in Verbindung mit der Missionsarbeit unter der Bergbevölkerung dazu auserkoren werden möchte, dereinst ein Sanitarium, eine Gesundheitsstation auf seinem Scheitel erstehen zu sehen.

Tags darauf brachen wir von Buea auf und stiegen wieder zu Tal. Diesmal liessen wir Mapandja und Bondjongo rechts auf der Höhe liegen und schlugen den direkteren und kürzeren Weg über Boma und Mossumbo nach Viktoria ein. Noch steiler als zuvor

führte der Pfad bergab, sodass die Kniee nach mehrstündiger Wanderung zu erlahmen drohten. Aber um so schneller kamen wir bei dem steilen Abfall vorwärts. An einem rauschenden Gebirgsbach kühlte sich mein Begleiter seinen wunden Fuss, der an elf Stellen keine Haut mehr aufwies und wie Feuer brannte und schmerzte, während ich mich unter den Schatten eines blühenden Orangenbaumes hinstreckte, der auf dem hohen Uferrand hinter der Palissadeneinzäunung von Boma neben einem kleinen Wachthaus stand. Ein Krieger mit dem Speer in der Hand schien hier die Grenze des Weichbildes zu bewachen. Umgelegte Palissaden und eingeäscherte Hütten, die eben wieder aufgebaut wurden, zeigten uns, dass deutsche Marinetruppen vor einiger Zeit hier ein kriegsrechtliches Strafurteil an den Eingeborenen vollzogen hatten. Im Lauf des Nachmittags langten wir in dem heissen, dunstigen Viktoria wieder an. Missionar Gauger, den wir fiebernd hier zurückgelassen hatten, war sein Fieber noch nicht los und schaute sehnsüchtig nach dem Dampfer aus, um nach Bethel zurückzukehren. Scholten, der fieberisch von Viktoria ausgezogen war, fühlte sich durch die Bergfahrt erfrischt und gekräftigt. Dagegen packte mich am folgenden Tag das Fieber mit furchtbarer Gewalt und warf mich für mehrere Tage darnieder. Der Eil- und Dauermarsch vom Gebirge herab war zu viel gewesen, zumal ich schon bei den Ausflügen nach Abo und Malimba den tückischen Feind in den Gliedern spürte.

Der Dampfer blieb trotz unseres sehnsüchtigen Ausschauens von Tag zu Tag aus und schliesslich wurden wir mit der Nachricht überrascht, derselbe sei inzwischen vorbeigedampft, ohne in Viktoria anzulaufen. Wir blieben somit an der abgelegenen Ambasbucht sitzen und hatten vorderhand keine Aussicht, nach Kamerun zurückzukehren, es sei denn, wir wagten die lange und beschwerliche Reise auf einem offenen Boot. Zum Glück traf den deutschen Bezirkshauptmann, der schwer am Fieber litt und auch nach Kamerun wollte, das gleiche Schicksal. Diesem wurde er dadurch entrissen, dass der Gouverneur den Regierungsdampfer »Nachtigall« nach Viktoria schickte und ihn holen liess. Dadurch wurde uns Gelegenheit geboten, nach sechstägiger Wartezeit gleichfalls nach Kamerun zurückzukehren.